

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 213.

Donnerstag, 12. September.

1929.

(3. Fortsetzung.)

### Der neue Inspektor.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Robert Misch.

„Ich bin nur die Nichte“, sagte Lisbeth sichernd.  
„Vom wem?“  
„Vom Hause hier — von Böhmanns!“  
„Du verflucht! Gott Strambach, da bin ich aber efflig reingeschliddert! — Na, Sie werden doch diskret sein und Onkel und Tante nichts sagen . . .“

Lisbeth nickte lächelnd:  
„Ich habe es ja zuerst langweilig gefunden. Also Diskretion gegenseitig!“

„Ich war doch schon einige Male hier, aber von einer Nichte habe ich nichts vernommen.“  
„Ich bin auch nur zu Besuch in Berlin.“

„Und welcher Ort hat das Vergnügen, Sie zu seinen Mitbürgern . . .“

„Gar kein Ort — ich stamme vom Lande: Rittergut Treßin bei Klühow in Pommern. Es gehört meinem Vater.“

„Vom Lande? — Sie wissen gar nicht, wie mich das interessiert. Von Ihrem Papa habe ich schon reden hören, oder vielmehr von seinen Zuchtversuchen. Er schreibt ja auch zuweilen für Fachblätter. Ich bin nämlich auch Landwirt.“

„Sie? Sie sehen aber gar nicht so aus.“  
„Es kam so drollig-erstaunt heraus, daß er lächeln mußte.“

„Warum denn? Gehen bei Ihnen in Pommern die Herren etwa in Flauschröcken zum Souper?“

„Das gerade nicht, aber Sie machen einen so großstädtischen Eindruck. — Ja, nun lachen Sie mich nicht aus!“

„Ja, wissen Sie, ich stamme nämlich aus einer Großstadt, aus Königsberg — und aus einer Stadtfamilie; und ich habe in Berlin an der landwirtschaftlichen Hochschule studiert. Und wir jüngeren Landwirte haben uns ja das ländliche Äußere schon ein bißchen abgewöhnt.“

„Und was machen Sie hier in Berlin?“

Lisbeth war selbst erstaunt darüber, wie unbefangen sie mit dem „netten“ Menschen plauderte; aber merkwürdig, ihm gegenüber fühlte sie gar keine Verlegenheit; als wäre er ein alter Bekannter, während da drinnen . . .

„Offen gesagt: ich bummle. Offiziell höre ich noch ein paar Vorlesungen, zum Beispiel auch bei Ihrem Onkel über Bodenchemie. Wir kennen uns schon von meiner Studienzeit her.“

„Dann waren Sie eigentlich noch gar nicht praktischer Landwirt?“

„O ja, sehr — in Ostpreußen auf Gutschinen. Ich sehe nämlich jünger aus als ich wirklich bin. Macht das solide Leben! — Aber wir sprechen immer nur von mir. Wie gefällt Ihnen denn das nette Städtchen hier?“

„Oh . . .!“

„Aha, verstehe — ganz weg, überwältigt!“

„Nun ja, wenn man noch nie aus seinem Dorf herausgekommen ist! Manchmal ist mir, als ob ich bisher nur geträumt hätte und jetzt erst lebe.“

„Ja, anfangs, aber das stumpft sich alles ab. Auf dem Lande lebt sich's doch am schönsten. Landwirt sein, natürlich ein selbständiger, das ist für mich der schönste Beruf. Freilich im Winter, wenn daheim Erde und

Natur schlummern, frische ich mich gern ein bißchen hier auf; dann holt man sich wieder Anregung auf ein ganzes Jahr.“

„Haben Sie denn ein eigenes Gut?“

„Nein, aber ich will mir eins kaufen.“

Sie plauderten noch ein Weilchen; aber dann fielen dem späten Gaste plötzlich seine Sünden ein. Er hätte eine Abhaltung gehabt, hätte noch im letzten Moment abfragen wollen, sei aber schließlich doch noch gekommen. „Und wahrhaftig, es tut mir nicht leid“, fügte er galant hinzu. Und schob sich dann mit höflicher Verbeugung und einem leichten Seufzer ins Wohnzimmer hinein, aus dem das Stimmengewirr jetzt verstärkt ertönte.

Lisbeth wartete noch einige Minuten, ehe sie in die Gesellschaft zurückkehrte, so harmlos, als hätte sie keine Ahnung von dem neuen Gaste. Übrigens fand sie die Situation im Damensalon einigermaßen verändert. Der junge Landwirt stand inmitten einer Gruppe von Damen, die sich riesig zu amüsieren schienen. Auch waren jetzt einige Herren der Zigarre untreu geworden; und so sah es denn nicht mehr gar so feierlich-steif aus wie vorher.

Sie bemerkte errötend, daß die lustigen braunen Augen des jungen Mannes die ihren suchten. Er ließ sich ihr feierlich vorstellen, als kenne er sie noch nicht. Sie hatten also jetzt ein Geheimnis miteinander. Auch bemerkte sie wohl, daß er immer wieder, ohne gerade aufzufallen, ihre Nähe und Unterhaltung suchte.

Der Abend erschien ihr plötzlich in ganz anderem Lichte. Sie fand es reizend, hatte sich noch nie so gut unterhalten.

Ihre Augen glänzten; und es war ihr, als ob sie und er der Mittelpunkt der Gesellschaft wären. Er hatte ein so liebenswürdiges Lächeln und so gute, etwas schelmische Augen.

Sie erschraf förmlich, als die ersten Gäste sich verabschiedeten und die anderen ihnen bald folgten. Herr Platen war einer der letzten. Er wechselte noch ein paar Worte mit dem Professor und seiner Frau und wußte es geschickt so zu drehen, daß ihn die Hausfrau aufforderte, morgen vormittag mit ihr und ihrer Nichte das Museum zu besuchen.

Es würde ihm ein großes Vergnügen sein, aber natürlich nur, wenn es dem gnädigen Fräulein nicht unangenehm wäre. Dabei schaute er ihr mutwillig fragend in die Augen, und sie schüttelte unter heißem Erröten den Kopf.

Als er fort war, rief sich die Frau Professor freudig ihre weißen, ringgeschmückten Hände. So befreit von einer ihrer Gesellschaften hatte sie sich lange nicht gefühlt. Ihr gutmütiges, rundes Gesicht strahlte in hellem Triumph. Der Abend war reizend gewesen, und Wieschen hatte sich offenbar köstlich amüsiert.

Doktor Went und der Oberlehrer mit der Gläse hatten zwar beide versagt; und sie nahm sich vor, sich nicht weiter um diese hartgesottenen Junggesellen zu kümmern, die der Zigarre und den Karten kaltsblütig die Gesellschaft einer so reizenden jungen Dame opferten. Aber dafür der andere, an den sie gar nicht gedacht hatte, auf den sie anfangs so wütend gewesen, weil er ohne Absage bei Tisch fehlte, und dadurch die Platzordnung umgestoßen hatte.



Diesmal hatte ihr lieber Mann den Vogel abgeschossen, denn die Einladung dieses netten, jungen Menschen, der erst seit kurzem wieder in Berlin war, ging von dem Professor aus. Lieschen war durch Herrn Platen ordentlich aufgetaut und hatte entschieden Eindruck auf ihn gemacht.

Denn ihr, der Frau Professor, zuliebe, oder aus wissenschaftlicher Begeisterung, ging er doch nicht mit ihnen ins Museum. Dafür kannte sie die Männer zu gut. Und ihre erregte Phantasie schmiedete bereits Pläne und zwei goldene Ringlein. Sie beschloß, sich näher nach seinen Verhältnissen zu erkundigen.

Nach herzlichem „Gute Nacht“ an Onkel und Tante ließ Lisbeth schnell in ihr Zimmer und schob den Riegel vor. Sie mußte durchaus jetzt allein sein, um alles ungestört noch einmal zu überdenken.

Mit strahlendem Lächeln und träumerischen Augen sah sie in der Ecke ihres Sofas und rief sich Wort für Wort, was er und sie gesprochen, ins Gedächtnis zurück — vom ersten Moment der lustigen Begegnung im Wohnzimmer bis zu seinem langen Abschiedsblick.

Sie sah sein heiteres, lebensfreudiges Gesicht ganz deutlich vor sich. Und wie galant er gewesen war! Man konnte fast sagen — sie errötete heiß —, er hatte ihr ordentlich den Hof gemacht.

Überhaupt, wirklich mal ein netter Mensch! Ganz anders wie alle anderen jungen Herren, die sie kannte. Sie machte sich ein Vergnügen daraus, sie einzeln mit „ihm“ zu vergleichen. Da war der Referendar R. in Klügow; der hatte auch in Berlin studiert und spielte sich nun auf den blasierten Lebemann hinaus, der „weltmüde“ ist. Oder der junge Baron v. W. auf L., der mit seinen Schmissen und Duellen prahlte und in den höchsten Schnarrtönen die größten Banalitäten wie Offenbarungen zum Besten gab. Da war der junge Doktor C., der in Skat und Bier aufging und die Weiber für öde erklärte, trotzdem sich die Mütter und Töchter in Klügow um ihn rissen.

Dann so viele andere, die einfach Fachsimpel und Bauernstosel waren, richtige „Stoppelhopper“, wie Fritz sie nannte, die nichts als ihre Wirtschaft kannten und nach einer guten Partie angingen. Sie hatten ihr von dem Augenblick an nicht mehr den Hof gemacht, als sie erfuhren, der Ökonometrat gäbe weder Mitgift noch Aussteuer her.

Er dagegen! Er war auch Landwirt, was ihr beinahe unwahrscheinlich vorkam. Aber was wußte er nicht alles, was hatte er nicht alles gesehen! Und er prahlte gar nicht damit, war fein, bescheiden, liebenswürdig.

Sie kleidete sich langsam aus und preßte die Hand errötend aufs Herz, wenn sie daran dachte, daß er sie und die Tante morgen nach dem Museum führen wollte. Das war doch eigentlich sehr deutlich; und sie hätte kein junges Weib sein müssen, wenn sich nicht ein heißes Glücksgefühl in ihr regert hätte. Wirklich, Berlin kam ihr jetzt noch einmal so schön vor.

Was für dumme Gedanken! Sie war das einzige junge Mädchen in der Gesellschaft gewesen. Natürlich hielt er sich an sie und machte ihr ein wenig den Hof, wie er ihn morgen einer anderen, einer dritten und vierten machen wird. Und da er nichts weiter zu tun hatte — das Studieren schien ihn nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen —, so vertrieb er sich die Zeit damit, die Damen ins Museum zu begleiten, nichts weiter!

Er wollte den ganzen Winter und noch länger in Berlin bleiben. In drei Wochen, wenn es hoch kam, in vier, mußte sie wieder heim. Sie wurde ganz ernst bei dem Gedanken, wenn sie sich auf das Wiedersehen mit Fritz freute.

Da gab's dann wieder Arbeit und Schelte und die Milchammer; zuweilen wohl auch Langeweile und Sehnsucht in die Ferne. Und das wieder jahraus, jahrein — immer dasselbe, bis sie alt und grau war.

„Ja — a!“ Sie seufzte mehrere Male tief auf. Aber noch waren es keine drei Wochen.

Und nun lächelte sie wieder.

Aber was sollte daraus werden? — Bah, hatte er nicht schon oft geflirtet? Man gefiel sich, ohne daß ein bitterer Nachgeschmack zurückblieb — nur eine angenehme Erinnerung. Darüber wollte er sich jetzt noch

nicht den Kopf zerbrechen. Und ihr selbst, die bis jetzt so wenig vom Leben gehabt, schien der kleine Flirt ja Spaß zu machen.

Zimmerhin war es ein gefährliches Spiel, und manchmal mußte er geradezu gegen sich ankämpfen, um sie nicht an sich zu ziehen und die weichen, festgeschlossenen Lippen zu küssen.

Sie hatte etwas so Frisches, Natürliches, Unverbrauchtes, ohne jede gemachte Naivität, ohne Geistreichelei und Koketterie. Sie war klug und hatte manches gelesen, noch mehr gedacht; aber sie prunkte nicht aufdringlich damit und würde dem oberflächlichen Beobachter eher „simpel“ erschienen sein.

Alles an ihr war echt, keine falsche Plattierung, keine Übertreibung. Sogar ihre Heiterkeit war abgedämpft; und so herzlich sie lachen konnte, die grauen Augen blickten doch meist ernst, fast wehmütig in die Welt.

Zuweilen dünkte es ihm begehrenswert, ein hellstrahlendes, frohes Licht in diesen Augen zu entzünden. Aber er liebte seine schwer bewahrte Freiheit, und hatte sich schon einmal selbst betrogen und betrügen lassen.

Wie glühend hatte er damals geliebt; und doch war es wie ein Windhauch davongeslogen! Aber freilich nicht ohne Schmerzen, nicht ohne Unruhe und Wirrnisse hatte er die Fesseln abstreifen können, die man ihm angelegt. Damals hatte er sich geschworen, dem ersten Gefühl zu misstrauen, lange zu prüfen und zu wägen, wenn es sich da drinnen wieder einmal regte.

Und doch war er eines Tages, kurz vor Lisbeths Abreise, nahe daran, diese weise Vorsicht zu vergessen und eine, wie er es nachträglich nannte, „riesige“ Dummheit zu machen.

Er kam abends in der Dämmerstunde zu Böhmans, um ein versprochenes Buch abzugeben und bei einer Tasse Tee ein Stündchen zu plaudern. Lisbeth war allein; sie saß im Lehnstuhl am Fenster und träumte vor sich hin. Die Tante sei zu einem Kaffeeklatsch gegangen; und da sie sich bei so etwas immer langweilte, sei sie zu Hause geblieben.

Sie reichte ihm mit freundlichem Lächeln die Hand, knipste das Licht an und setzte sich dann scheu und verlegen in die Ecke des Sofas.

Sie war noch nie allein mit ihm gewesen und hatte ihn ursprünglich abweisen wollen. Überall, selbst auf der Eisbahn, waren doch immer Menschen um sie gewesen und die Tante als Beschützerin in der Nähe.

Platen war natürlich entzückt, das liebe Mädchen endlich einmal allein zu finden. Da sah er ihr nun gegenüber und plauderte. Nicht scherzhaft wie sonst, mit lustigen Redereien und Anspielungen, sondern leise und ernsthaft, wie es die trauliche Stimmung mit sich brachte.

Er erzählte ihr von sich, von seiner Heimat, seiner Jugend, seiner Studienzeit, von seinen Reisen, seinen Plänen und Ausichten, gerade als ob sie ein Recht darauf hätte, alles zu wissen. Sie hörte ihm gespannt zu. Und dann fragte er sie aus.

Ob sie ungern von Berlin fortginge?

Sie nickte mit einem ernsten, leeren Blick, als ob sie ihr ödes, unlustiges Heim vor sich erblickte.

(Fortsetzung folgt.)

## Meine „Weltumseglung“.

(Die Geschichte einer verunglückten Künstlerfahrt.)

Von Viktor Alages.

III.

Sturmfahrt nach Stockholm. — Eingefroren.

Der Beschluß, nach Stockholm zu fahren, war leider nicht von heute auf morgen durchzuführen. Mit dieser Prachtmotorenanlage, diesem Meisterstück des Jahrhunderts, wollte sich selbst ein Draufgänger wie St. nicht in die offene Ostsee wagen. Inseln hier und dort, gewissmaßen zum Greifen, Sicherheitsstützpunkte für jagende Mäler, bebende Schriftsteller und misstrauische Ingenieure: das gab es diesmal nicht. Also mußte etwas, wenigstens etwas getan werden, um die Sicherheit an Bord zu schaffen. Grundübel war die vollkommen verpfuschte Motorentupplung. Kurzes Besinnen half zur Tat. Was mit der Welle zwischen beiden Motoren! Nur ein Motor sollte laufen. Der andere, nun



mehr Ballast, wurde an Land gesetzt. Die Manipulationen der blaubeittelten Arbeiter, die notwendig waren — Hebe-  
bäume, Geschmier, Fluchen, Frühstück, Frühstück, Früh-  
stücken — erfordernten natürlich Zeit. Der September neigte  
sich seinem Ende zu, als wir keckler waren. St. und ich  
packten einen großen Korb, fuhren nach Kiel, kauften Brot  
und Kohl. Die Lederbissen, als Zutat, wurden auf dem  
Wege der Suggestion äußerst praktisch serviert. Während  
nämlich der Kohl dampfte und die liebe Martha, St.s Frau,  
dicke Brotseiben schnitt, las einer aus dem Kochbuch vor:  
Hummermayonnaise ... man nehme ... und so weiter.  
Wozu das Barmen? Hummermayonnaise ... Humor!  
Humor! In hoc signo vinces.

Ab dafür! Das Schiffchen schaukelte. Es schaukelte ge-  
waltig. Denn die See raunte, und kalt her blies es aus  
dem berühmten Wetterloch. Obendrein Nacht. Raum eine  
halbe Stunde hinter Laboe schwammte Finsternis über die  
Wasser, machte unsicher, verstärkte den Pfiff des Windes, und  
sie alle, die Sindhads einer enträumten Zukunft, hingen wie  
Klammeraffen an der Reeling oder hatten sich, düsteren An-  
gesichts, auf den Polstern der Messe zusammengerollt. Ich  
stand am Ruder. Der Kapitän, neben mir, schüttelte den  
Kopf. „So geht das nicht!“ Was tun? Abwarten, ob  
morgen besseres Wetter ist. Zurück in die Fährde. Anlern.

„Noch nicht das Ruder umlegen“, warnte der Kapitän.  
„Ich will erst Bescheid sagen, daß wir wenden.“ Die See  
rollte von vorn. Wollten wir zurück, mußte das Schiff für  
einen Augenblick die Breitseite den anstürzenden Wogen zu-  
kehren. Dieses Manöver hat ein satanisches „Schlingern“  
zur Folge. Der Seemann weiß, was es heißt: in solchem  
Wetter wenden. Nämlich aufpassen, damit bewegliche Dinge  
beim tollenden Tanz des Schiffes nicht ins Rutschen  
kommen. Hier war das Verständnis für ein Kommando dieser  
Art noch nicht vorhanden. Ich ahnte Schreckliches, brüllte  
hinter dem Alfen her: „Sagen Sie es deutlich!“ Aber der  
Wind verschluckte meinen Schrei, und der Kapitän grunzte  
nur das eine Wort in die Röhre: „Wenden!“

Derum das Ruder! Sei, wie der Appellahn sich auf die  
Seite schmiß! Und dann auf die andere Seite ... und  
wieder rüber ... und hinüber ... und im Schiff polterte  
und frachte es, die gute Martha schrie gellend um Hilfe, und  
aus der Messe tanzten Menschenbündel in Todesangst ...  
„Himmel, wir ersaufen!“ Der Mond bebte, sprunghaft, aus  
Wollenballen in Wollenballen und lachte sich einen Akt.  
Zwei Dutzend Teller, ein Marmeladentopf, der Essigbubbel,  
eine Schüssel mit Gulasch für acht Personen: alles war zum  
Teufel. Als ich helfen kam, klaubte St. die Fleischstücke aus  
dem Tohuwabohu und schaute wie eine Wildkatze, weil mein  
Gesicht dem des Mondes glich.

Am nächsten Morgen hatte der Wind abgeflaut, nur die  
See grollte noch. Wir arbeiteten uns aber gut voran. Bis  
Fehmarnsund. Da blies es wieder aus vollen Baden, und  
der Kapitän entschloß sich, hier unterzuschlüpfen. hinein ins  
Mauseloch! Von einem Hafen keine Rede. In der stillen  
Windelsfötte war gerade Platz für das Trajekt, das die  
Verbindung mit dem Festland unterhielt, und für unser  
Argonautenschiff. Der Himmel sah aus wie Klobbrille.  
Einige Tage mußten wir wohl rasten. Zerstreuung, Zerr-  
schaften, Zerstreung! Stockholm war, ach, so weit ... Also  
mit der Bimmelbahn nach Burg. Die Maler malten. Der  
dicke R. spürte auf dem Kirchhof nach einem Namen für die  
Heldin seines Romans und fand ihn. Glückselig deklamierte  
er: Christinchen Miesepant, Christinchen Miesepant ...  
Infolgedessen waren wir anderen gezwungen, einen Kognat  
mehr zu trinken.

Endlich hieß es: Anker auf! Der Wind säufelte, das  
Meer schien einzuschlafen. Kapitän L. und ich teilten uns  
in die Führung der Wachen. Alles ging glatt. Aber schon  
hinter Bornholm zeigte Petrus von neuem das unliebens-  
würdigste Gesicht. Regenböden feigten das Ded. Das Schiff  
sprang, eine getriebene Wasserratte, plantischend, schaum-  
sprühend über die grauröhrende Ostsee, denn wir hatten  
Segel gesetzt. An Unterschläpfen war nun nicht mehr zu  
denken. Strammen Kurs voraus — was auch kommen mochte.

Der Kapitän hatte keine Hoffnung auf Besserung des  
Wetters. Er sollte recht behalten. Der ekelhafte Regen ließ  
zwar nach, dafür aber wurde es grimmig kalt, und eines  
Morgens schnaubte der schönste Puster in unser geressenes  
Großsegel hinein. Zuhu! Seefahrt! Das Schiffchen lag  
brav, nahm kaum Wasser über, schob vorwärts. Dem alten  
Peter L. machte das Vergnügen, mir auch. Aber die  
anderen, die anderen! Auf dem schrägen Ded balancierten  
sie, von Dalt zu Dalt sich krampfend, und die Lippen bebten,  
als füe ihnen der Magen dauernd in der Kehle. Ganz  
schlimm erging es der tapferen Frau St. Die Seefrankheit  
krempte die Arme geradezu um. In den unteren Räumen  
Vinderung zu finden, war ihr unmöglich. So wackelten wir  
sie denn auf ihren Wunsch in ein altes Segel, banden die  
lebende Mumie an der Reeling fest, und da hat sie in frischer

Luft drei Tage gelegen. Nach drei Tagen war Petrus wieder  
vernünftig geworden.

In der Erinnerung sieht sich das alles sehr lustig an.  
Aber beinahe hat mich diese kleine Sturmfahrt das Leben  
gekostet. Der Wind war nicht stetig. Er „sprang“. In der  
zweiten Nacht, während meiner Wache, mußten wir über  
Stag gehen. R., der Dide, stand am Ruder; Steuern hatten  
sie mittlerweile alle gelernt. Als Dicksmann, um den Groß-  
baum herüberzuholen, war nur St. zur Verfügung. Die  
drei Leute der anderen Wache schliefen, einer kam für see-  
männische Arbeit überhaupt nicht in Betracht, weil er schwer-  
hörig war, und der Maschinist hatte tagsüber mit dem Putzen  
seines Motors genug zu tun, so daß auch er als Dedsgast  
ausfiel. Man mußte sich also mit wenigen Händen behelfen.  
St. war nicht bange und packte gern zu. Aber die Nacht!  
Stodbuster, nur fühlen, nicht sehen. Und die verteuften  
Kommandos! Du lieber Gott, ich glaube, daß er mich ver-  
stehen würde; erklärt hatte ich's ihm lang und breit. „Hier  
weg die Baumtalle!“ rufe ich. St., anstatt langsam die  
Talle zu lodern, wirft den ganzen Kram los ... laufend  
schlägt der schwere Baum nach Steuerbord, reißt mich mit ...  
ich hammele über dem Wasser, ein zappelnder Frosch, werde  
beim Reigen des Schiffes zurückgerissen, wieder hinaus-  
geschleudert ... bis endlich, im günstigen Moment, die  
Fikke Grund fassen können. Kette Spazierfahrt! Ich habe  
geschimpft, daß die Masten wackelten, denn mein Verlangen,  
hier ein kühles Grab zu finden, war nicht übermäßig groß.

Am 4. Oktober, morgens 10 Uhr, kam Landsort in Sicht.  
Die Schären öffneten weit ihr herbstliches Paradies. Wunder-  
volle Szenerie: graue Felsen, dunkle Kiefern und glühendes  
Laub. Als wir am Abend vor der Insel Gald ankerten,  
hing ein Himmel in Rosa und Kobaltblau über uns.

Dalarö. Terrassenförmig in schweigend ernstes Grün  
geklebte bunte Holzhäuserchen. Der Lofse stieg an Bord.  
Durch engste Kanäle ging die Fahrt weiter. Oft blieben  
gelbe und purpurne Zweige in unserer Antenne hängen:  
so tief neigten sich, von beiden Seiten, die Bäume über das  
Schiff. In Rydoviken, jenem Teil des Stockholmer Hafens,  
der vom Dramatischen Theater und vom Strandhotel  
flankiert wird, machten wir fest. Und dann kamen die Zoll-  
beamten mit ihren Helfershelfern. Die trugen lange  
Stangen und hatten Blendlaternen bei sich, weil sie nämlich  
unseren armseligen Kahn auf geschmuggelten Spirit unter-  
suchen wollten. Es war Herbst 1922: jeder deutsche Motor-  
segler galt von vornherein als verdächtig. Meine Güte,  
haben die Leute gesucht! Unterm Fußboden, im Küchenherd,  
zwischen den Betten ... überall. Gefunden haben sie nichts.  
Die paar Flaschen Vitor, mit denen wir Besuch zu traktieren  
gedachten, waren gewissenhaft deklariert. Dem Hinweis  
aber, daß dies eine schwimmende Künstlerkolonie sei, be-  
gegnete man zunächst noch mit Mißtrauen. Immer wieder  
tauchte plötzlich so ein Uniformierter auf, hoffte, uns zu  
überfallen. Derweilen saßen wir bei Kohl und Brot, laßen  
uns das Kochbuch vor und hatten nur den einen Wunsch: daß  
wir doch zu Recht verdächtigt würden!

Auch in Stockholm einfach himmlische Kellame. Die  
Zeitungen holten sich Interviews, die Kinotheater liehen  
uns filmen. Ich besuchte Sven Hedén, der sich interessierte,  
schlechte Bekanntschaft mit Frau Bosse, der dritten Frau  
Strindbergs, und machte Tor Hedberg, dem gegenwärtig be-  
deutendsten Dramatiker Schwedens, meine Aufwartung.  
Albert Engström, der bekannte Maler und Dichter, ging bei  
uns ein und aus. Alles schön, alles gut. Nur das Geschäft  
blühte nicht, wie es sollte. St. zeichnete zwar Kellamebilder  
für eine Seifenpulverfabrik, aber das brachte nicht viel,  
und Gemälde wurden gar nicht verkauft. Wir hockten und  
warteten, wurden miesepetriger von Tag zu Tag. Um der  
Kälte zu wehren, hatten wir einen Petroleumofen angeschafft,  
mit dem drei Räume geheizt werden mußten. Sehr viel  
wärmer wurde es nicht im Schiff, aber dafür stand der Ofen  
ganz famos. Der Kapitän, nun zum Nichtstun verurteilt,  
schwartete einen Band Karl May nach dem anderen. Im  
dicken Mantel, mit hochgeschlagenem Kragen, folgte er den  
Spuren Old Shatterhands, brummte dazwischen und be-  
schwore sich nachher bei Tisch über den unglaublichen  
Schwindel aller Schriftstellerei. Der Oktober verging. Die  
Eisgapsen wuchsen ...

Es bedarf wohl keiner langen Erklärung, daß mir ge-  
wisse Gedanken den Kopf schwer machten. Weltreise? Sub-  
lee? Mein Glaube war auf den Nullpunkt gesunken. Aber  
dies gab es Zufälle persönlicher Art, die zum Handeln  
anregten. Ich eröffnete der Gesellschaft, mich von ihr trennen  
zu wollen, besorgte eine Karte und fuhr mit dem nächsten  
Abend Schnellzug gen Deutschland. Damit endete für mich die  
Abenteuerfahrt. Was aus dem Schiff geworden ist? Ich  
weiß nicht. Man schrieb mir, daß es in Rydoviken ein-  
gefroren sei. Mein Interesse war gleichfalls eingefroren.

Also Bitte? Doch nicht. Auf der Überfahrt von Trelle-  
borg nach Sankt habe ich meine Frau kennen gelernt. Das  
ist der Sinn der Reise.



# Haus, Hof und Garten

## Der Anbau von Gemüsepflanzen im Herbst.

In manchen Gegenden, wie im Rheinland und in der Mainebene werden noch im August bis Anfang September Aussaaten von frühem Weiß-, Kohlrut und Wirsing gemacht, um Sektlinge für das nächste Frühjahr zu gewinnen. Zu diesem Zwecke sind besonders widerstandsfähige frühe Sorten gewählt worden, wie Dithmarsches Kieken-Weißkohl, Ohlenberg und Advents-Wirsing. Die Samen werden auf ein im Frühjahr gedüngtes, möglichst schattig gelegenes Beet, das eben frei geworden ist, ausgesät und sind gut anzudrücken. Sie keimen ziemlich rasch, müssen jedoch bei großer Trockenheit öfters überbraust werden. Bis zum Eintritt kalten Wetters sind die Sämlinge derart erstarkt, daß sie noch im Oktober ausgepflanzt werden können. Sobald die Erde etwas gefroren ist, bedeckt man die Beete mit einer leichten Decke von Tannenreisig und überläßt sie ihrem ferneren Schicksal. Im Frühjahr werden diese Winterpflanzen, die bei weitem kräftiger und abgehärteter sind, als die erst im April angebauten Sektlinge sein können, verpflanzt. Sie bewurzeln sich dann rasch an ihrem neuen Standort und zeigen bald ein freudiges Wachstum. Diese Anbaumeise liefert ein um 3-4 Wochen früher brauchbares Gemüse als die Aussaaten im Frühjahr. Nur die Kohlrabis eilen sich nicht zu dieser Kultur, sie schießen nur zu leicht, ehe es zur Stengelverdickung kommt. Aus demselben Grund muß bei den Wintersektlingen jede Verweichlichung und jede Wachstumstörung ängstlich vermieden werden.

## Am Bienenstand im September.

Vor Beginn der Winterfütterung werden die Bienen noch einmal genau auf ihre Stärke, den Futtervorrat, den Wabenbau, sowie die Wohnung untersucht. Hat die Königin bei der vorangegangenen Reisfütterung nicht gut befruchtet, so wird sie durch eine neue ersetzt, oder das Volk wird mangels einer solchen mit einem anderen Volk vereinigt. Andernfalls wird man mit diesem Volk im kommenden Frühjahr keinen Erfolg erzielen. Verstärkung durch abgetrommelte Seidenbienen ist nicht zu empfehlen, da deren Bienen durch Belästigung, lange Reife und vorhergegangene harte Arbeit meist so geschwächt sind, daß sie das nächste Jahr nicht erleben. Die Winterfütterung darf nicht zu dünn sein. Sie besteht am besten aus drei Teilen Zucker und zwei Teilen Wasser. Sie wird gefocht, damit der Zucker leicht kristallisiert. Nach der Fütterung wird der Bau nicht mehr auseinandergenommen, weil die Bienen später die dabei entstehenden Risse usw. nicht mehr verkleben können. Mottenfreie Waben werden in Zeitungspapier eingeschlagen und aufeinandergeschichtet. Gegen Motten hilft immer noch am besten der Schwefelsäure, außerdem Aufhängen an einem zugigen Ort. Am Bienenhaus können Ausbesserungen vorgenommen werden. Der Imker kann nur ruhig hämmern, ohne den Bienen dadurch zu schaden. Gegen Mäuse sind Fallen zu stellen, denn sie bringen von den abgeernteten Feldern gern in die Bienenhäuser ein.

## Das Entblättern der Tomaten.

Bisher herrscht noch viel zu wenig Klarheit über die Aufgabe der Blätter. Sie ernähren die Pflanze, d. h. sie bauen ihre Triebe samt neuen Blättern, Blüten und Früchten auf. Sie sind daher neben den Wurzeln die wertvollsten Organe der Pflanze. Darum ist es töricht, die Blätter bei Sellerie, Dillwurz u. a. zu entfernen, in der Meinung, dadurch stärkere Knollen, bezw. Rüben zu erhalten, während das Gegenteil der Fall ist. Auch bei den Tomaten wird im Spätsommer in ähnlicher Weise gesündigt, indem man ihnen alle Blätter nimmt, um dadurch eine raschere Reife ihrer Früchte herbeizuführen. Aber nur eine Notreise wird auf diese Weise erzwungen; denn die Blätter führen auch unter dem Einfluß der Sonne die Reife der Früchte herbei und verleihen ihnen Würze und Wohlgeschmack. Darum ist es vollständig verkehrt, die Pflanze aller ihrer Blätter zu berauben. Es ist nur angebracht, die Blätter, die die Früchte beschatten, also die Sonnenstrahlen von ihnen abhalten, zu beseitigen. Auch auf diese Weise erreicht man noch in einem sonnigen Spätsommer bald reife Früchte. Beschleunigt wird übrigens auch noch die Reife, wenn im Spätsommer der

Boden um die Pflanzen öfters gelockert, und er auf diese Weise für Luft und Wärme aufnahmefähig gemacht wird. Bei ungünstiger Witterung entferne man die ausgebildeten Früchte und lege sie an einen mäßig warmen Ort (Küche), wo sie bald reifen. Die kleineren grünen Früchte kann man wie Essiggurken einmachen.

## Auch die Sauerkirsche will gepflegt sein.

Mit recht kann man die Sauerkirsche als Stieflind unter den Obstsorten bezeichnen. Wird sie doch trotz ihrer mannigfachen Vorzüge nur verhältnismäßig wenig angebaut. Selbst die Obstzüchter vernachlässigen sie in der Meinung, daß sie bei ihrer Anspruchslosigkeit keiner besonderen Pflege bedürfe, da sie auch ohne diese dank ihrer Fruchtbarkeit regelmäßige Erträge bringe. Aber bald zeigen sich die Folgen dieser Vernachlässigung; die Früchte werden von Jahr zu Jahr kleiner und der Ertrag selbst geringer.

Die Ursache dieser Erscheinung ist zunächst in der Verwilderung der Krone (einerlei ob Buschform oder Hochstamm), zu suchen. Die Kronen der Sauerkirschbäume stroken oft von einem dichten Gewirr von Ästen und Zweigen, so daß kein Sonnenstrahl hindurch zu dringen vermag und die jungen Triebe nur mühsam den Weg ans Licht finden können. Unter diesen Umständen vermögen sich an diesen Zweigen, sowie im Innern der Krone keine Fruchtknospen recht zu entwickeln, keine Blüte noch Frucht gedeihen. Die Krone muß daher so licht sein, daß Sonne und Luft überall durchdringen können. Darum lichte man die Krone entsprechend aus, entferne zunächst alle dünnen Äste und zuletzt die zu dicht stehenden. Diese Arbeit geschieht am besten im Frühjahr, wenn die Knospen schwellen, da man um diese Zeit das dürre Holz leichter vom grünen unterscheiden kann. Bald wird ein freudiges Wachsen des Baumes einsetzen, die Früchte größer und die Erträge höher werden. Ein Zurückschneiden der jungen vorjährigen Triebe darf jedoch nur an jungen Bäumen vorgenommen werden und auch dann nur, wenn es gilt, das Ästgerüst zu kräftigen. Bei älteren Bäumen unterbleibt ein solcher Rückschnitt besser.

Erwartet man von der Sauerkirsche regelmäßige Erträge vollkommener Früchte, dann muß man ihr auch die entsprechenden Nährstoffe im Boden zur Verfügung stellen, also sachgemäß düngen.

## Obstbäume in Rasenflächen.

Rasen unter den Obstbäumen übt einen schädlichen Einfluß auf dieselben aus. Er besteht darin, daß das Gras in erster Linie dem Boden die Feuchtigkeit, aber auch eine große Menge Nährstoffe entzieht. Beide sind jedoch für den Baum lebenswichtige Faktoren. Da das Gras oft dicht den Boden abschlekt, vermag auch verhältnismäßig wenig Luft in die Erde einzudringen. Dadurch wird wiederum die Tätigkeit der Bodenbakterien, die dazu Sauerstoff benötigen, zum Schaden des Baumes stark herabgemindert. Nahrungsmangel ist die weitere Folge. Dazu kommt noch, daß die dichte Rasendecke sehr viel Wasser verdunstet, das sie dem Boden entzieht. Unter der stark verfilzten Decke, die fast undurchlässig für das Wasser ist, leidet der Boden durch die Trockenheit, besonders in heißen, trockenen Sommern, wo die Winterfeuchtigkeit längst verbraucht ist. Die Bäume kommen dann in die Gefahr, leicht zu vertrocknen. Je geringer die wasserhaltende Kraft des Bodens ist, desto weniger tief können die Wurzeln in den Boden dringen und desto weniger Nahrung dem Baum vermitteln. Um nun die Bäume, die auf Rasenflächen stehen, vor den geschilderten Nachteilen zu bewahren, ist es unbedingt nötig, die ganze Baumscheibe, d. i. die Fläche senkrecht unter der Krone, von der Grasnarbe gänzlich zu befreien und ab und zu zu lockern. Ratsam ist dabei, die Ranten rings um die Baumscheibe mit dem Spaten scharf abzuspähen, damit das Gras nicht so leicht wieder die befreite Fläche überwuchern kann. Tiefwurzelnende Pflanzen, wie Luzerne usw., schaden den Obstbäumen noch mehr als die Gräser.

## Praktische Ratschläge.

Die Kohlstünke sind alsbald nach der Ernte aus dem Boden zu nehmen und durch Feuer zu vernichten, wenn man sie sonst nicht verwerten will. Keineswegs dürfen sie auf die Komposthaufen gebracht oder untergegraben werden.